

## Opernskandal in München: Dass ein weisser Bariton schwarze Schminke trägt, führt zu wüsten Vorwürfen. Dabei wird verkannt, worauf angespielt wird

Aktivisten werfen der Oper «Jonny spielt auf» Rassismus vor und fordern die Absetzung des Stücks am Gärtnerplatztheater. Das steht in einer erschreckenden Tradition.

Michael Stallknecht, München

24.03.2022, 05.30 Uhr

Im Juni 1928 wurde das Gärtnerplatztheater Schauplatz von einem der grossen Skandale der Operngeschichte: Bei der Münchner Erstaufführung von Ernst Kreneks «Jonny spielt auf» formierten sich Anhänger der Nationalsozialisten zu Sprechchören, sie warfen Stinkbomben und Niespulver ins Publikum, bis die Polizei dem Spuk ein Ende setzte. Schon andernorts hatten Hitlers Schlägertruppen Aufführungen der damals weltweit erfolgreichen Oper gestört. Darin spannt ein gewitzter Jazzband-Geiger namens Jonny dem Komponisten Max die Geliebte aus.

Jonny ist ein schwarzer Amerikaner, Max ein etwas ratloser Europäer: In Kreneks Oper geht es um den Triumph der neuen, auch technologisch avancierten Welt über das alte Europa. Krenek hat ihn mit viel Blues, Tango und Foxtrott befeuert. In den Augen der vorwiegend jugendlichen Nazi-Aktivisten ging es dagegen um «Rassenschande». Sie erreichten ihr Ziel: Im Sängersenble herrschte Verunsicherung, das bürgerliche Publikum blieb der Inszenierung fern. Krenek emigrierte später in die USA, sein Jonny aber «zierte» noch 1938 den Katalog der NS-Ausstellung «Entartete Musik»: Saxofon spielend, mit Judensterne am Revers.

### «Rassistische Kulturpraxis»

Zum ersten Mal seit fast hundert Jahren steht «Jonny spielt auf» derzeit wieder auf dem Spielplan des Münchner Opernhauses – und wieder ist die Titelfigur zum Stein des Anstosses geworden. Der Regisseur Peter Lund wollte die historischen Umstände der Erstaufführung in seiner Inszenierung thematisieren, weshalb er, wie damals üblich, den weissen Bariton schwarz

schminken liess. «Blackfacing» nennt sich diese Praxis, nach einem ursprünglich amerikanischen Diskurs, der inzwischen das Schminken explizit als schwarz ausgewiesener Figuren auch aus der europäischen Opernszene verbannt hat.

Bald nach der Premiere erhob sich auf Facebook, Instagram und Twitter ein Shitstorm, Aktivistengruppen organisierten sich und kritisierten in einem offenen Brief «die Reproduktion der rassistischen Kulturpraxis Blackfacing». Inzwischen haben sechshundert Kulturschaffende den Brief unterschrieben, vor allem aus dem Schauspielbereich, auffallend viele Studenten, aber auch der Schweizer Regisseur Milo Rau. Sie fordern «das sofortige Absetzen der Inszenierung» und rufen «alle Münchner:innen dazu auf, den Vorstellungen dieser Produktion fern zu bleiben». Unterdessen hat das Haus nachgegeben: Seit der dritten Vorstellung entfällt der Griff in den Schminktopf. Im Sängersenemble herrscht Verunsicherung.

Dabei hat der Regisseur genau das getan, was im Diskurs über das «Blackfacing» immer wieder gefordert wurde: Er kontextualisiert es, unterstützt von einem Artikel im Programmheft. Natürlich hätte er auch einen schwarzen Sänger beschäftigen können, sah aber gerade im Umgang mit dem weissen Ensemblemitglied eine Möglichkeit, das Schminken kritisch zu reflektieren. Der Darsteller schminkte sich denn auch keineswegs vollständig, sondern legte sich auf der Bühne die Schminke selber als zeichenhafte Maske auf; später entfernte er sie wieder. Ausserdem treten in der Inszenierung schwarze Tänzer auf, die den Vorgang kommentieren (und laut Auskunft des Hauses während der Proben nach ihrer Meinung gefragt wurden).

Noch vor wenigen Jahren wäre die Produktion damit als geradezu übervorsichtig, jedenfalls als vollständig «politisch korrekt» durchgegangen. Schliesslich lässt sogar die New Yorker Metropolitan Opera den Titelhelden in Verdis «Otello» erst seit 2015 nicht mehr komplett schwarz schminken. Das Münchner Beispiel zeigt nun, wie schnell sich der Diskurs radikalisiert hat – und wie aggressiv er geworden ist. In einem Video bei Youtube werden die Mitglieder des Münchner Produktionsteams als «rassistische Hurensöhne» beschimpft.

Mit Argumenten ist dem nicht mehr beizukommen, schon gar nicht mit historischen. So verweisen auch hiesige Gegner des «Blackfacing» fast ausschliesslich auf die amerikanischen «Minstrel Shows» des 19. Jahrhunderts,

in denen sich geschminkte Darsteller über Schwarze lustig machten; sie bleiben aber regelmässig die Antwort auf die Frage schuldig, was diese tatsächlich üble Praxis mit derjenigen der europäisch geprägten Oper zu tun habe. Stattdessen erheben sie, wie hier im Brief, den stereotypen Vorwurf, dass das Schminken «mit vernichtenden kolonialen Praktiken» verbunden sei. Ebenso stereotyp reagierte am Ende das Theater: mit einer Entschuldigung, dass man trotz bestem Willen «offensichtlich Menschen verletzt» habe.

### **«Not enough»**

Dieser inzwischen absehbare Verlauf folgt anscheinend einem Ritual, das unter Androhung sozialer Anprangerung niemand mehr durchbrechen kann. Nicht einmal die schwarzen Beteiligten der Münchner Produktion, die sich auf Social Media dafür einsetzten, die ursprüngliche Inszenierung weiterhin zu zeigen. Schwarze, die «weisse» Anliegen unterstützen, gelten der «critical race theory» als ideologisch fehlgeleitet, wenn nicht gar als Verräter.

Die Ritualisierung entspricht zudem der religiösen Grundstruktur der Bewegung, die nichts anderes als ein Tabu errichten will. Wie im Judentum oder Islam die Abbildung Gottes untersagt ist, verfällt die Darstellung eines Schwarzen durch einen Weissen einem Bilderverbot. Folgerichtig lösten auch nicht die Aufführungen selbst den Exorzismus aus, sondern die Bilder davon in sozialen Netzwerken. Während Erstere bei Zuschauern im Theater keinerlei Protest hervorriefen, tobten im Internet längst die, die sie gar nicht selbst gesehen hatten. Erst zur dritten Vorstellung lud das Gärtnerplatztheater einige der Protestierenden ein; «not enough» schrieb einer davon auf ein hochgehaltenes Schild.

Wie in einer Religion Sünder nie hinreichend büssen können, dürfte es für die gut organisierten Aktivisten tatsächlich nie «enough» sein. Längst steht auch das «yellow facing», also das «asiatische» Schminken weisser Darsteller, auf der Abschussliste – was ein Problem für Repertoireklassiker wie «Madama Butterfly» bedeutet. Schliesslich müssen Bilderverbote notwendig mit der Kulturpraxis des Theaters kollidieren, die wesentlich darin besteht, dass Menschen andere Menschen darstellen und damit abbilden. Wahrscheinlich folgen schon bald Verbote etwa für die Darstellung von körperlich eingeschränkten («Rigoletto») oder dicken Menschen («Falstaff»).

Intendanten und Regisseure können dem nur begegnen, indem sie kritisch hinterfragen, ob hier tatsächlich «Menschen verletzt» werden. Oder nur die Anhänger einer obskuren Bewegung, die inzwischen auch vor der Forderung nach Aufführungsverboten nicht mehr zurückschreckt.

«Am allermeisten möchte ich erzählen», hatte der Regisseur vor der Premiere von «Jonny spielt auf» in einem Interview gesagt, «dass der Nationalsozialismus uns etwas ganz Kostbares weggenommen hat: die Leichtigkeit.» Die Beschädigung der Unterhaltungskunst sei «eine andere Bosheit der Nazis, die man oft nicht so sieht. Alles, was ambivalent, frech, uneindeutig war, ist verschwunden.» Eine Wiederaufnahme der Produktion in den kommenden Spielzeiten, heisst es aus dem Gärtnerplatztheater, sei nicht geplant.

---

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.